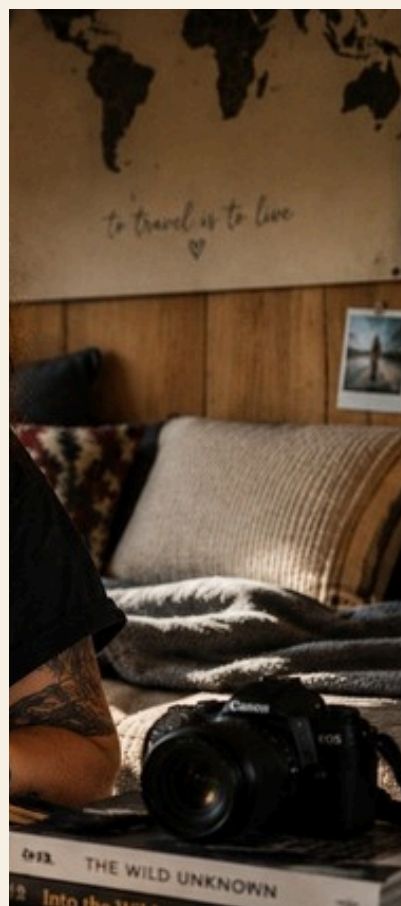
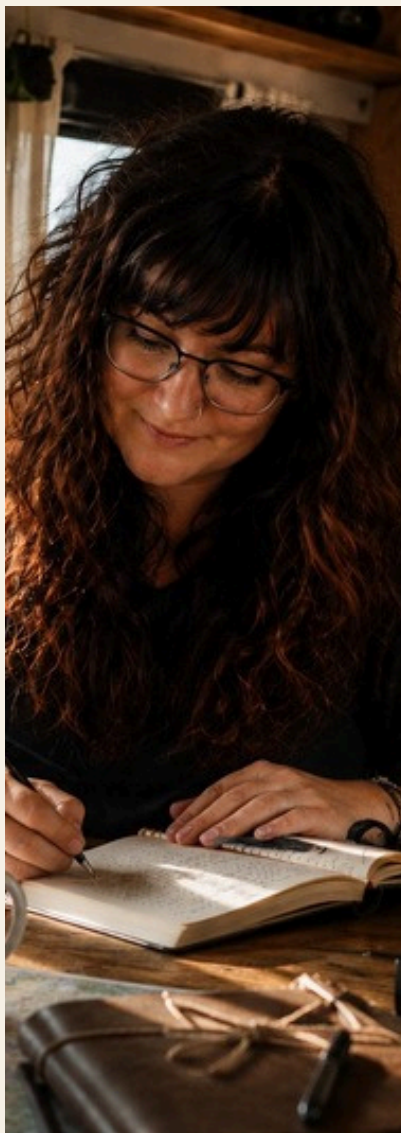


TEXTERIN · STORYTELLING · GHOSTWRITING · REPORTAGE

PORT- *Writing* FOLIO

ISABEL WOTRUBA





Über mich

Mein Name ist Isabel Wotruba und ich bin Texterin, Ghostwriterin und Autorin. Außerdem schreibe ich seit vielen Jahren auf meinem eigenen Reiseblog.

Mein beruflicher Weg führte mich durch ganz unterschiedliche Bereiche. Von Hotellerie und Bankenwesen über Organisation und Management mit Personalverantwortung bis hin zur Kundenkommunikation. Dabei habe ich vor allem gelernt, mich schnell auf Menschen und Situationen einzustellen, den Überblick zu behalten und auch dann klar zu kommunizieren, wenn es kompliziert wird. Während unserer Langzeitreise rückte das Schreiben für mich immer stärker in den Mittelpunkt. Mehr als zwei Jahre war ich mit meiner Familie unterwegs, heute lebe ich in Rumänien. Vieles, worüber ich schreibe, kenne ich deshalb nicht nur aus der Recherche, sondern aus dem eigenen Alltag: Vanlife und Reisen ebenso wie Tiere, Selbstversorgung und ein Leben fernab gewohnter Strukturen.

Trotzdem beschränke ich mich nicht auf Erfahrungstexte. Ich arbeite mich gern in Themen ein, recherchiere und sortiere so lange, bis aus einem komplizierten Sachverhalt ein verständlicher Text wird. Das gilt auch für Bereiche wie Gesundheit oder Familie, bei denen saubere Quellen und ein verantwortungsvoller Umgang mit Informationen besonders wichtig sind.

Beim Ghostwriting kommt etwas anderes dazu: meine eigene Stimme zurückzunehmen. Ich schreibe für Figuren und Projekte, die nicht nach mir klingen sollen, sondern nach der Person oder Geschichte, für die der Text entsteht.

Und dann gibt es noch meine eigenen Geschichten. Als Autorin schreibe ich fiktional und arbeite derzeit an einem Roman.

Was all diese Bereiche verbindet? Wahrscheinlich vor allem, dass ich Texte nicht gern künstlich aufblase. Ich mag konkrete Sprache, echte Details und Sätze, die nicht wichtiger klingen wollen, als ihr Inhalt ist.



INHALT

Inhalt

01

REISE & REPORTAGE

Geschichten von unterwegs – zwischen Fernweh, Begegnungen und neuen Perspektiven.

Reisebericht 04

04

MAGAZIN & RATGEBER

Komplexe Themen verständlich erklärt – mit Feingefühl und einer Sprache, die Menschen erreicht.

02

STORYTELLING & GHOSTWRITING

Geschichten leben von ihren Figuren. Worte machen sie lebendig.

Romanauszug I 10
Romanauszug II 12

05

UNTERNEHMENS-KOMMUNIKATION

Texte, die informieren, Vertrauen schaffen und Marken eine Stimme geben.

03

KOLUMNEN & PERSÖNLICHE GESCHICHTEN



01

REISE & REPORTAGE

*Geschichten von unterwegs – zwischen
Fernweh, Begegnungen und neuen Perspektiven.*





Reise- bericht

**FORMAT**

Arbeitsprobe • verfasst für
VanlifeMag

**GENRE**

Ratgeber

**LEISTUNG**

Arbeitsprobe – Belletristik

**PROJEKT**

Redaktioneller
Ratgeberartikel

10 Fehler, die wir auf unserer Langzeitreise gemacht haben – und wie du sie vermeiden kannst

1. Zu viel mitnehmen

Wenn man Deutschland verlässt, um für unbestimmte Zeit auf Reisen zu gehen, möchte man auf alles vorbereitet sein. Genau das war auch unser Gedanke.

Also packten wir. Und packten noch mehr.

Zum Beispiel bei unserer Hündin Orly wollten wir kein Risiko eingehen. Was, wenn es unterwegs ihr gewohntes Futter nicht gibt? Also nahmen wir einen riesigen Vorrat mit. Rückblickend völlig unnötig. In nahezu jedem Land fanden wir ohne Probleme geeignetes Hundefutter.

Auch meine Campingliege musste unbedingt mit. Ich war überzeugt, dass ich sie regelmäßig nutzen würde. Drei Jahre später kann ich sagen: Sie hat die Reise zwar mitgemacht, wurde aber kein einziges Mal ausgepackt. Besonders deutlich wurde uns unser Denkfehler bei unserer Tochter Lucy. Vor der Abreise kauften wir neue Winterkleidung, Sommersachen, Wanderschuhe und vieles mehr, damit sie für alle Eventualitäten gerüstet war. Das Problem: Kinder wachsen. Als wir Monate später in Regionen ankamen, in denen die Wanderschuhe tatsächlich gebraucht worden wären, passten sie längst nicht mehr.

Mit jedem Monat unterwegs wurde uns klarer, dass wir einen großen Teil unserer Ausrüstung entweder nie oder nur sehr selten nutzten. Gleichzeitig merkten wir, dass sich die meisten Dinge unterwegs problemlos kaufen, ersetzen oder improvisieren lassen.

Heute würden wir deutlich weniger mitnehmen.

Unser Tipp: Packe nicht für die nächsten drei Jahre, sondern für die nächsten paar Monate. Was du wirklich brauchst, wirst du unterwegs merken. Fast alles andere bekommst du irgendwo auf der Welt nachgekauft. Auf einer Langzeitreise bedeutet weniger Besitz oft mehr Freiheit.

2. Zu schnell reisen

Als wir Deutschland verließen, hatten wir gerade unser Haus verkauft, unsere Jobs gekündigt und unser bisheriges Leben hinter uns gelassen. Trotzdem steckte unser Denken noch tief im alten Alltag fest.

Unbewusst behandelten wir unsere Langzeitreise wie einen langen Urlaub. Wir wollten viel sehen, viele Kilometer fahren und möglichst viele Länder bereisen. Schließlich hatten wir so lange auf diesen Traum hingearbeitet. Also zogen wir weiter, oft schon nach wenigen Tagen. Hinter der nächsten Grenze wartete immerhinschon das nächste Abenteuer.

Auf dem Papier sah das beeindruckend aus. Die Liste der bereisten Länder wurde immer länger. Doch irgendwann merkten wir, dass wir zwar an vielen Orten gewesen waren, sie aber kaum wirklich kennengelernt hatten.

Wir hatten Sehenswürdigkeiten gesehen, Fotos gemacht und Stellplätze besucht. Aber wir hatten oft nicht lange genug verweilt, um ein Gefühl für die Menschen, die Kultur oder den Alltag eines Landes zu entwickeln. Besonders deutlich wurde uns das am Beispiel Rumäniens.



REISEBERICHT

Während unseres ersten Besuchs durchquerten wir das Land innerhalb von drei Wochen. Damals hatten wir das Gefühl, viel gesehen zu haben.

Als wir später zurückkehrten und uns zwölf Wochen Zeit nahmen, wurde uns klar, wie oberflächlich unser erster Besuch eigentlich gewesen war. Plötzlich entdeckten wir Orte abseits der bekannten Routen, kamen mit Einheimischen ins Gespräch und erlebten das Land auf eine völlig andere Weise.

Heute sind viele unserer schönsten Erinnerungen nicht mit spektakulären Sehenswürdigkeiten verbunden. Sie stammen aus den Momenten zwischen den Highlights – von Orten, an denen wir einfach geblieben sind, statt sofort weiterzufahren.

Unser Tipp: Versuche nicht, möglichst viele Länder zu sammeln. Versuchstattdessen, die Länder wirklich kennenzulernen. Am Ende erinnern wir uns selten daran, wie viele Grenzen wir überquert haben – sondern an die Orte, an denen wir uns Zeit gelassen haben.

3. Zu lange an ursprünglichen Reiseplänen festhalten

Als wir im Dezember 2022 Deutschland verließen, hatten wir einen ziemlich klaren Plan.

Den Winter wollten wir in Griechenland verbringen, anschließend langsam Richtung Norden reisen und im Sommer das Nordkap erreichen. Von dort aus sollte unser Expeditionsmobil nach Kanada verschifft werden. Danach wollten wir die Panamericana fahren – einmal quer durch Nord- und Südamerika bis nach Feuerland. Zumindest auf dem Papier klang das großartig.

Der erste Teil funktionierte auch genau wie geplant. Wir verbrachten den Winter im Süden, reisten durch Europa und standen einige Monate später tatsächlich am Nordkap.

Doch dort merkten wir etwas Unerwartetes.

Je länger wir unterwegs waren, desto mehr veränderten sich unsere Vorstellungen davon, wie wir reisen wollten. Amerika hatte uns bei der Planung fasziniert. Nun fühlte es sich plötzlich gar nicht mehr nach unserem Weg an.

Zum einen reizte uns die Vorstellung einer Reise durch Nordamerika inzwischen deutlich weniger als bei unserer ursprünglichen Planung. Zum anderen erschienen uns die hohen Kosten, die Verschiffung und der gesamte organisatorische Aufwand immer weniger attraktiv. Außerdem merkten wir, dass Europa viele schöne Ecken hatte, die wir noch entdecken wollten.

Also trafen wir eine Entscheidung, die sich zunächst seltsam anfühlte: Wir verwarfen unseren ursprünglichen Plan.

Nicht weil er gescheitert war. Nicht weil wir ihn nicht hätten umsetzen können. Sondern weil er nicht mehr zu uns passte.

Damals mussten wir erst lernen, dass ein Reiseplan kein Versprechen an das eigene frühere Ich ist. Die Menschen, die einen Plan schmieden, sind oft nicht mehr dieselben Menschen, die Monate oder Jahre später unterwegs sind.

Reisen verändert den Blick auf die Welt und manchmal auch auf die eigenen Wünsche.

Unser Tipp: Erstelle Pläne, aber halte nicht krampfhaft daran fest. Wenn du unterwegs merkst, dass dich eine andere Richtung mehr reizt, darfst du deinen Kurs ändern. Das ist kein Scheitern. Es ist Teil der Reise.

4. Zu viel mit anderen Reisenden vergleichen

Wer auf Langzeitreise geht, landet früher oder später in einer Bubble aus Reiseblogs, Instagram-Accounts und YouTube-Kanälen.

So ging es auch uns.

Während wir unterwegs waren, folgten wir vielen anderen Reisenden. Und ehrlich gesagt: Manchmal hatten wir das Gefühl, etwas falsch zu machen.

Bei den anderen schien jeder Tag ein Abenteuer zu sein. Atemberaubende Berglandschaften, einsame Traumstrände, spektakuläre Offroad-Strecken oder beeindruckende Sehenswürdigkeiten. Auf den Bildern wirkte es, als würden sie von einem Highlight direkt zum nächsten reisen.

Unser eigener Alltag sah oft deutlich unspektakulärer aus.

Wir erledigten Einkäufe, wuschen Wäsche, suchten Werkstätten, arbeiteten am Laptop oder verbrachten einfach einen ruhigen Tag auf einem Stellplatz. Manchmal passierte tagelang nichts, worüber es sich gelohnt hätte, einen Instagram-Beitrag zu schreiben.

Eine Zeit lang fragten wir uns tatsächlich, ob unsere Reise spannend genug war.

Bis uns irgendwann klar wurde: Wir vergleichen unser echtes Leben mit den Höhepunkten anderer Menschen.

Natürlich zeigt kaum jemand die drei Stunden im Waschsalon, die Suche nach einem Ersatzteil oder den verregneten Nachmittag auf einem Parkplatz. Auf Social Media landen meistens die schönsten Momente – und das ist völlig normal.



REISEBERICHT

Je länger wir unterwegs waren, desto weniger interessierte uns, wie spektakulär die Reisen anderer aussahen. Stattdessen konzentrierten wir uns darauf, was uns selbst Freude machte.

Und oft waren das gerade die unscheinbaren Momente: ein gemütlicher Kaffee vor dem Camper, ein nettes Gespräch mit Nachbarn oder ein Ort, an dem wir einfach länger bleiben wollten.

Unser Tipp: Lass dich inspirieren, aber vergleiche deine Reise nicht mit den sozialen Medien anderer. Du siehst dort die Highlights – nicht den Alltag. Und genau dieser Alltag macht einen großen Teil einer Langzeitreise aus.

5. Auf den perfekten Moment warten

Diesen Fehler haben wir selbst zum Glück nicht gemacht. Trotzdem gehört er zu den häufigsten Gründen, warum Menschen ihre Reiseträume immer wieder verschieben.

Vor einer Langzeitreise scheint es schließlich unendlich viele Dinge zu geben, die erst noch erledigt werden müssen. Das Fahrzeug könnte noch optimiert werden. Das Konto dürfte noch etwas voller sein. Im Job wäre der Zeitpunkt nächstes Jahr günstiger. Und überhaupt. Vielleicht wartet man lieber noch, bis die Kinder größer sind.

Besonders oft haben wir unterwegs den Satz gehört:

"Das machen wir später, wenn die Kinder aus dem Haus sind."

Vielleicht stimmt das sogar. Vielleicht ist dieser Zeitpunkt tatsächlich einfacher als die aktuelle Lebenssituation.

Die Erfahrung zeigt jedoch, dass an die Stelle eines Hindernisses oft das nächste tritt. Sind die Kinder aus dem Haus, rückt plötzlich die Karriere in den Fokus. Oder die Finanzierung des Hauses. Vielleicht steht die Pflege der Eltern an, eigene gesundheitliche Themen gewinnen an Bedeutung oder man fühlt sich schlicht nicht mehr so mutig wie zehn oder zwanzig Jahre zuvor.

Das Problem ist nicht, dass der Zeitpunkt gerade ungünstig erscheint. Das Problem ist, dass das Leben selten anhält und auf den perfekten Moment wartet.

Als wir Deutschland verließen, war unsere Tochter schulpflichtig. Auch bei uns gab es offene Fragen, Unsicherheiten und Dinge, die wir nicht bis ins letzte Detail geplant hatten. Trotzdem haben wir uns entschieden loszufahren.

Rückblickend sind wir unglaublich dankbar dafür.

Nicht nur wegen der Länder, die wir bereist haben, sondern vor allem wegen der gemeinsamen Erfahrungen als Familie. Viele Erinnerungen, die uns heute besonders wertvoll erscheinen, wären nie entstanden, wenn wir auf den "richtigen" Zeitpunkt gewartet hätten.

Natürlich sollte man eine Langzeitreise vernünftig vorbereiten. Niemand muss überstürzt Haus und Hof verkaufen und am nächsten Morgen losfahren. Aber zwischen guter Vorbereitung und endlosem Aufschieben liegt ein großer Unterschied.

Unser Tipp: Warte nicht darauf, dass alle Ampeln gleichzeitig auf Grün springen. Ein gewisses Maß an Unsicherheit gehört zu jeder großen Veränderung dazu. Der perfekte Zeitpunkt ist oft eine Illusion. Und manchmal stellt man Jahre später fest, dass er nie gekommen ist.

6. Zu viel Zeit mit Sorgen verbringen

Rückblickend betrachtet haben wir uns vor unserer Reise über viele Dinge Gedanken gemacht, die sich später als völlig unbegründet herausstellten.

Wer eine Langzeitreise plant, kennt das vermutlich. Was passiert, wenn das Fahrzeug kaputtgeht? Reicht das Geld? Finden wir sichere Schlafplätze? Kommen wir in fremden Ländern zurecht? Was machen wir, wenn wir die Sprache nicht sprechen?

Und selbst unterwegs hörte das nicht sofort auf.

Vor jeder neuen Grenze gab es Fragen. Wie wird das nächste Land sein? Finden wir Wasser? Bekommen wir Ersatzteile? Ist die Strecke wirklich befahrbar? Können wir dort überhaupt stehen?

Natürlich gab es Herausforderungen. Unser Expeditionsmobil hatte Pannen. Wir standen vor Sprachbarrieren, mussten improvisieren und immer wieder Lösungen finden. Doch mit jedem Problem lernten wir etwas Wichtiges: Die meisten Sorgen sind in unserem Kopf deutlich größer als in der Realität.

Vieles, worüber wir uns tagelang Gedanken gemacht hatten, trat niemals ein. Und die Probleme, die tatsächlich auftauchten, ließen sich meist irgendwie lösen.

Gerade auf Reisen lernt man schnell, dass man nicht jede Eventualität vorher planen kann. Irgendwann muss man akzeptieren, dass es immer Unsicherheiten geben wird.

Eine weitere Erkenntnis war, wie oft wir gedanklich entweder in der Vergangenheit oder in der Zukunft lebten. Wir grübelten über Dinge nach, die längst vorbei waren, oder machten uns Sorgen über Ereignisse, die vielleicht irgendwann eintreten könnten.

Dabei übersahen wir manchmal das, worum es auf Reisen eigentlich geht: den Moment, in dem wir gerade leben.



REISEBERICHT

Heute versuchen wir bewusster im Hier und Jetzt zu sein. Das gelingt nicht immer, aber deutlich besser als früher.

Unser Tipp: Bereite dich gut vor, aber lass dich nicht von möglichen Problemen lähmen. Die meisten Herausforderungen wirken aus der Ferne größer, als sie tatsächlich sind. Und oft stellt man erst hinterher fest, wie viel Energie man für Sorgen verschwendet hat, die niemals Realität wurden.

7. Nicht damit gerechnet, dass man vom Reisen auch satt werden kann

Als wir unsere Reise starteten, konnten wir uns kaum vorstellen, jemals genug davon zu bekommen.

Schließlich liebten wir es, neue Länder zu entdecken, fremde Kulturen kennenzulernen und jeden Tag etwas Neues zu erleben. Die Vorstellung, irgendwann freiwillig aufzuhören, erschien uns völlig absurd.

Doch irgendwann passierte etwas, womit wir nicht gerechnet hatten.

Die vielen neuen Eindrücke wurden weniger besonders.

Am Anfang war nahezu alles aufregend. Neue Landschaften, unbekannte Tiere, fremde Sprachen oder kulturelle Unterschiede sorgten ständig für Begeisterung.

Doch nach mehreren Jahren auf Reisen stellte sich langsam ein Gewöhnungseffekt ein.

Plötzlich war ein spektakulärer Wasserfall nicht mehr automatisch ein Tageshighlight. Ein Pelikan, ein Flamingo oder eine beeindruckende Schlucht lösten nicht mehr dieselbe Begeisterung aus wie zu Beginn der Reise.

Besonders deutlich wurde uns das bei unserer Tochter Lucy. Während früher ein „Schau mal, ein Flamingo!“ noch Begeisterung auslöste, kam irgendwann nur noch ein knappes: „Aha.“

Und ehrlich gesagt ging es uns ähnlich.

Nicht, weil die Reise langweilig geworden wäre. Sondern weil wir schlicht unglaublich viel erlebt hatten.

Nach 34 Ländern und mehr als 65.000 Kilometern merkten wir irgendwann, dass wir keine neuen Abenteuer mehr suchten. Stattdessen wuchs der Wunsch nach etwas Beständigkeit. Nach einem Ort, an dem wir einfach bleiben konnten.

Also beendeten wir unsere Reise vorerst.

Und das war keine Niederlage.

Im Gegenteil.

Heute, mehr als ein Jahr später, spüren wir langsam wieder dieses Kribbeln. Wir schmieden neue Pläne, sprechen über die nächste große Reise und freuen uns auf das, was kommt.

Wir mussten lernen, dass Fernweh und Ankommen keine Gegensätze sind. Manchmal braucht es erst eine Pause, damit die Reiselust zurückkehren kann.

Manchmal möchte man losziehen und die Welt entdecken. Und manchmal möchte man einfach ankommen.

Beides ist völlig in Ordnung.

Unser Tipp: Höre auf deine eigenen Bedürfnisse. Du musst nicht reisen, nur weil du einmal damit angefangen hast. Und du musst auch nicht sesshaft bleiben, nur weil du irgendwann angekommen bist. Beides darf sich im Laufe des Lebens verändern.

8. Zu lange geglaubt, dass Reisen Urlaub ist

Als wir Deutschland verließen, fühlte sich alles nach Urlaub an.

Wir hatten unsere Jobs gekündigt, das Haus verkauft und waren endlich unterwegs. Neue Länder, neue Landschaften, neue Abenteuer. Genau so hatten wir uns das vorgestellt.

Doch irgendwann stellten wir fest: Wir machen gar keinen Urlaub.

Wir leben einfach.

Der Unterschied klingt zunächst unspektakulär, war für uns aber eine wichtige Erkenntnis.

Denn auch auf Reisen muss eingekauft, gekocht, geputzt und Wäsche gewaschen werden. Das Fahrzeug benötigt Wartung. Man wird krank, hat schlechte Tage oder diskutiert mit seinen Mitreisenden über völlig banale Dinge. Und manchmal regnet es einfach drei Tage am Stück.

Irgendwann verstanden wir, dass eine Langzeitreise kein Dauerurlaub ist. Sie ist ein Alltag an wechselnden Orten.

Und genau das machte vieles entspannter.

Plötzlich war es völlig in Ordnung, einen Tag einfach mit Lesen zu verbringen. Oder auf einem Stellplatz sitzen zu bleiben, obwohl es in der Umgebung noch fünf Sehenswürdigkeiten gegeben hätte. Manchmal bestand ein perfekter Reisetag einfach aus einem guten Buch, einem Spaziergang und dem angenehmen Gefühl, endlich einmal nicht weiterfahren zu müssen.

Rückblickend sind viele unserer schönsten Erinnerungen nicht an spektakuläre Highlights geknüpft. Sie entstanden in ganz normalen Momenten. Beim gemeinsamen Frühstück mit Blick auf die Berge. Beim Beobachten eines Sonnenuntergangs. Oder an Orten, an denen wir einfach ein Stück Alltag leben durften.

Unser Tipp: Erwarte nicht, dass jeder Tag einer Langzeitreise außergewöhnlich sein muss. Die Reise wird deutlich entspannter, wenn du akzeptierst, dass auch unterwegs ganz normale Tage dazugehören. Oft sind es genau diese unscheinbaren Momente, die später in Erinnerung bleiben.



REISEBERICHT

9. Zu wenig Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten haben

Bevor wir unsere Reise starteten, stellten wir uns viele Fragen.

Kommen wir in fremden Ländern zurecht? Was machen wir bei einer Panne? Wie verständigen wir uns ohne die Sprache zu sprechen? Was passiert, wenn etwas völlig anders läuft als geplant?

Rückblickend betrachtet haben wir uns oft selbst unterschätzt.

Natürlich gab es Herausforderungen. Immer wieder wurden wir mit Situationen konfrontiert, die wir uns vor der Abreise kaum zugetraut hätten. Doch mit jeder gemeisterten Aufgabe wuchs auch das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten.

Besonders deutlich wurde das bei Rico. Als wir losfuhren, interessierte er sich kaum für Fahrzeugtechnik. Heute kann er Reparaturen durchführen, von denen wir früher nicht einmal gewusst hätten, wo wir anfangen sollen.

Aus der Notwendigkeit heraus entwickelte er Fähigkeiten, die er vorher nie gebraucht hatte.

Aber auch abseits der Technik lernten wir ständig dazu.

Wir fanden Schlafplätze in Ländern, deren Sprache wir nicht verstanden. Organisierten Werkstattbesuche mit Händen, Füßen und Übersetzungs-App. Bewältigten bürokratische Hürden. Lernten neue Gewohnheiten kennen und fanden immer wieder Lösungen für Probleme, die wir uns zu Hause niemals hätten vorstellen können.

Eine Langzeitreise hat uns gezeigt, dass viele Fähigkeiten nicht Voraussetzung für das Reisen sind – sondern erst durch das Reisen entstehen.

Wer darauf wartet, alles zu können, bevor er losfährt, wird vermutlich nie starten.

Unser Tipp: Hab Vertrauen in deine Fähigkeit, unterwegs zu lernen. Du musst nicht auf jede Situation vorbereitet sein. Oft reicht es, offen zu bleiben und den Mut zu haben, den ersten Schritt zu machen. Die meisten Lösungen finden sich erst auf dem Weg.

10. Zu lange geglaubt, dass das Ziel wichtiger ist als der Weg

Die schönsten Kapitel unserer Reise standen auf keiner To-do-Liste.

Als wir Deutschland verließen, hatten wir viele Pläne. Wir wollten nach Griechenland, ans Nordkap und später sogar nach Nord- und Südamerika.

Damals glaubten wir, dass die großen Ziele das eigentliche Abenteuer wären.

Heute sehen wir das anders.

Denn rückblickend sind es nicht die Orte auf einer Landkarte, die unsere Reise besonders gemacht haben.

Es sind die Erfahrungen dazwischen.

Die Begegnungen mit Menschen, die wir sonst nie kennengelernt hätten. Die Herausforderungen, die wir gemeinsam gemeistert haben. Die Länder, die uns überrascht haben. Die Fähigkeiten, die wir unterwegs entwickelt haben.

Vor allem aber die Veränderungen, die in uns selbst stattgefunden haben.

Viele unserer ursprünglichen Pläne haben sich unterwegs verändert. Manche wurden verworfen, andere kamen neu hinzu. Und einige der schönsten Kapitel unserer Reise standen nie auf irgendeiner To-do-Liste.

Rumänien ist dafür vielleicht das beste Beispiel. Ursprünglich war es lediglich eines von vielen Ländern auf unserer Route. Heute ist es ein Ort, den wir unser Zuhause nennen.

Das hätten wir niemals planen können.

Unser Tipp: Natürlich darfst du Ziele haben. Sie geben Orientierung und helfen bei der Planung. Aber halte nicht so krampfhaft daran fest, dass du übersiehst, was unterwegs passiert.

Manchmal liegt das Wertvollste einer Reise nicht dort, wo man ankommen möchte – sondern auf dem Weg dorthin.



02

STORYTELLING & GHOSTWRITING

*Geschichten leben von ihren Figuren.
Worte machen sie lebendig.*



STORYTELLING & GHOSTWRITING

Roman- Auszug I

Hinweis: Dieser Text entstand im Rahmen eines Ghostwriting-Auftrags. Namen und identifizierende Details wurden zum Schutz des Auftraggebers verändert.

 FORMAT

Anonymisierter fiktionaler Romanauszug

 GENRE

erotische Szene, Ich-Perspektive

 LEISTUNG

Ghostwriting

 PROJEKT

Auszug aus einem Romanprojekt

AUSZUG

Der Sand war noch immer von der Nachmittagssonne aufgeheizt. Ich schlüpfte aus meinen Sandalen und vergrub die Zehen darin, bevor ich langsam Richtung Wasser lief. Mit jedem Schritt blieb mehr vom Arbeitstag hinter mir.

Meetings und Zahlen durften für eine knappe Stunde dort bleiben, wo sie hingehörten. Die erste Welle umspülte meine Füße. Das warme Wasser ließ mich unwillkürlich lächeln. Nach Tagen voller Betonwände und Krisensitzungen hieß mich das Meer endlich wieder willkommen. Ich schloss die Augen und genoss das Plätschern der Wellen. Der salzige Duft des Meeres lag in der Luft, während der Wind einzelne Haarsträhnen über mein Gesicht wehte und das Wasser sich weich um meine Beine schmiegte.

„Ich hätte wissen müssen, dass ich dich hier finde.“

Ich öffnete die Augen und drehte mich um. Nathan stand dort, wo die Wellen über den Sand liefen. Das Hemd steckte noch ordentlich in seiner Anzughose und auch die Krawatte hing noch um seinen Hals. Offenbar hatte er den Arbeitstag gerade erst beendet.

„War das so offensichtlich?“

Seine Mundwinkel hoben sich.

„Du verschwindest immer dahin, wo gerade niemand etwas von dir will.“

„Funktioniert erstaunlich gut.“ Ich zwinkerte ihm zu.

Für alle anderen war er wahrscheinlich noch immer der perfekte CEO. Ich sah etwas anderes. Müde Augen, eine gelockerte Krawatte und einen Mann, der offensichtlich genug hatte für heute.

„Du siehst aus, als könntest du eine Pause vertragen.“

Nathan zog die Krawatte noch ein Stück lockerer. „Ich brauche eigentlich eher eine Dusche.“

„Soll ich mitkommen?“

Er hob eine Augenbraue.

„Claire.“

„Was denn?“, fragte ich und setzte meinen unschuldigsten Blick auf.

„Wir haben in einer Stunde ein Stakeholder-Dinner.“

Ich drehte mich um und watete zurück zum Strand.

„Dann sollten wir vorher unbedingt duschen. Die erwarten schließlich keinen verschwitzten CEO.“

AUSZUG

Im Badezimmer hinterließen wir eine Spur aus Sand, bevor Nathan die Regendusche aufdrehte.

Schon nach wenigen Sekunden füllte heißer Dampf den Raum.

Er küsste mich innig, als hätten wir alle Zeit der Welt.

Dann sank er vor mir auf die Knie.

Das Wasser rann über sein Gesicht, während er meine Beine sanft auseinanderschoob und den Kopf zwischen meine Schenkel senkte. Seine Berührung ließ die Dusche um mich herum vergessen.

Ich lehnte mich gegen die kühlen Fliesen, deren Kontrast jede seiner Bewegungen noch intensiver wirken ließ.

Ich erschauerte wohligh und ein leises Stöhnen entwich mir.

„Nathan ...“, keuchte ich und vergrub meine Finger in seinem nassen Haar.

Er machte weiter, saugte sanft an meinem empfindlichsten Punkt, nur um im nächsten Moment wieder entschlossener zu werden. Zwischen seiner Zunge und dem trommelnden Wasser bekam ich keinen klaren Gedanken mehr zustande.

Das stetige Rauschen und seine unermüdliche Nähe ließen mein Stöhnen lauter werden. Meine Muskeln begannen zu zittern, während ich mich kaum noch auf den Beinen halten konnte.

Als die Welle mich erfasste, krallte ich die Finger tief in sein nasses Haar.

Mein ganzer Körper spannte sich an, pulsierende Lust durchströmte mich, und für einen Moment gaben meine Knie beinahe nach. Noch bevor ich richtig zu Atem gekommen war, stand Nathan auf, hob eines meiner Beine an. Mit einem einzigen, gleitenden Stoß drang er tief in mich ein. Uns beiden entkam ein kehliges Stöhnen. Er fühlte sich groß und hart an.

Das Wasser ließ jede Bewegung mühelos ineinander übergehen. Jeder Stoß drückte mich fester an die kalten Fliesen. Ich klammerte mich an seinen Schultern fest und meine Nägel gruben sich in seine nasse Haut. Das Wasser tropfte von seinen Wimpern, während er mich mit dunklen, hungrigen Augen ansah.

„Du fühlst dich so verdammt gut an“, murmelte er an meinem Hals.

Keine Minute später riss mich die nächste heiße Welle mit. Nathan fluchte leise, stieß noch ein paar Mal tief und kraftvoll zu und kam dann selbst. Das Prasseln der Dusche verschluckte schließlich alles andere.

Wir blieben einen Moment stehen, schwer atmend, während das Wasser über unsere Gesichter und Schultern rann. Meine Beine fühlten sich an wie Wackelpudding.

Ich lachte leise. „Wir sind immer noch nicht richtig geduscht.“

Nathan schnaubte amüsiert. „Stimmt.“

Diesmal griff er nach dem Duschgel.

Wir wuschen uns gegenseitig die letzten Spuren des Tages von der Haut. Unsere Hände verweilten immer wieder einen Herzschlag zu lange. Trotzdem schafften wir es irgendwie, die Dusche zu Ende zu bringen.

Als wir das Wasser schließlich abstellten, war es längst nur noch lauwarm.

Ich strich ihm eine nasse Haarsträhne aus der Stirn. Er sah mich mit diesem zufriedenen, leicht zerzausten Lächeln an, das ich früher nie an ihm gesehen hatte.

Der Sex mit Nathan als erwachsenem Mann war eine deutliche Verbesserung gegenüber dem Zweiundzwanzigjährigen. Ich würde ihm das natürlich niemals erzählen.

Manche Dinge waren einfach viel zu wertvoll, um sie einem Mann für sein Ego zu schenken.



Roman- Auszug II

Eine Milchkanne, vier Fässer und ein dunkler Schatten



FORMAT

Auszug aus meinem aktuellen
Romanprojekt · unveröffentlicht



GENRE

Rumänien-Krimi, Ich-Perspektive



LEISTUNG

Arbeitsprobe – Belletristik



PROJEKT

Auszug aus meinem
Romanprojekt

AUSZUG

Henriette kam mir entgegen, bevor ich die Hühnerklappe geöffnet hatte.

Sie stand im feuchten Gras vor dem Stall, schüttelte ihr Gefieder und sah mich an, als wäre ich diejenige, die die Nacht ungefragt im Freien verbracht hätte.

Hinter der geschlossenen Klappe rumorte der Rest der Hühner. Ozzy krächte mit der Empörung eines Hahnes, der seit Sonnenaufgang auf die Beseitigung eines offensichtlichen Missstands wartete.

Ich blieb mit der Hand am Riegel stehen.

„Wo warst du?“

Henriette pickte nach etwas, das nur sie sehen konnte.

Am Abend zuvor hatte ich die Tiere gezählt. Zumindest hatte ich geglaubt, sie gezählt zu haben. Seit fast einem Jahr schloss ich jeden Abend dieselben Hühner und Enten ein, kontrollierte die Riegel und leuchtete in die dunklen Ecken der zum Stall umgebauten Scheune und auch im gesamten Gehege. Auf einem Hof bedeutete Zählen allerdings noch lange nicht, dass am nächsten Morgen auch alle da waren.

Ich öffnete die Klappe. Die Hühner drängten ins Freie, als hätten sie die Nacht unter unzumutbaren Bedingungen verbracht. Henriette wartete, bis alle draußen waren und mischte sich dann einfach unter ihre Artgenossen. Keine Erklärung, keine erkennbare Erleichterung. Anscheinend war die Sache für sie erledigt, für mich allerdings noch nicht.

Auf der anderen Seite des roten Gehegezauns lief Dijon mit gesenkter Nase durch das nasse Gras. Sie folgte dem Zaun bis zu der Stelle, an der er auf den äußeren Grundstückszaun traf und blieb dort stehen. Ihr Fell sträubte sich im Nacken, als sie leise knurrte. Ihr Blick ging über die Obstbäume hinweg zum bewaldeten Hang.

Zwischen den Pflaumen hing noch der Dunst der Nacht. Ein Buntspecht hämmerte an einem der Apfelbäume und mein Blick suchte automatisch nach dem schwarz-weißen Gefieder mit dem roten Fleck. Stattdessen fand ich einen Eichelhäher, der auf einem Ast saß und mich lautstark über sämtliche Vorgänge informierte, die ich verschlafen hatte. Die Eichelhäher waren die selbsternannte Dorfpolizei. Sie besaßen keine Zuständigkeit, aber zu allem eine klare Meinung, die sie ungefragt kundtaten.

Paul kam aus dem Stall, den Wassereimer in der Hand, und folgte Dijons Blick. Hinter ihm watschelten die Enten zum Teich. Eine versuchte, die andere zu überholen, obwohl beide dasselbe Ziel hatten und der Teich groß genug für sämtliche Enten des Dorfes gewesen wäre.

„Henriette war über Nacht draußen“, sagte ich.

Paul sah von seiner Arbeit auf. „Wo hast du sie gefunden?“

„Vor der Scheune.“



AUSZUG

Sein Blick ging erst zu Henriette, die nun wieder unversehrt zwischen den anderen scharrte, dann zum Zaun, wo Dijon immer noch schnupperte und leise die Hänge hinauf knurrte. Statt seines üblichen „Jetzt ist sie doch wieder da“ stellte er den Eimer ab und ging das Gehege ab. Während ich die Futterschalen füllte, suchte er nach einer Lücke, einer umgedrückten Stelle oder irgendeiner Spur. Wir fanden nichts.

Lilly kam barfuß über den Hof. Ihre Haare waren noch vom Schlaf zerzaust, in einer Hand hielt sie ihr Buch, in der anderen drei Eier. Für Lilly war ein Buch dringender als Schuhe.

Sie legte die Eier in den Korb neben der Küchentür und sah zu Henriette. „Die war nicht drin, oder?“

Ich nickte. „Die ganze Nacht nicht.“

Lilly musterte die Henne, dann Dijon, die noch immer an derselben Stelle stand. „Vielleicht hat sie sich irgendwo verkrochen und ist eingeschlafen.“

Bei Henriette war das durchaus möglich.

Hinter Pauls Werkstattsscheune hing die Wildkamera an einem Pflaumenbaum. Sie erfasste einen schmalen Streifen des Gartens und den äußeren Zaun. Meist bekamen wir darauf den Fuchs zu sehen, der alle paar Nächte außen am Grundstück entlanglief und stets an derselben Stelle im Gebüsch verschwand. Ich hatte angefangen, ihn Franz zu nennen. Paul behauptete weiterhin, wir wüssten weder, ob er männlich war, noch ob er einen deutschen Vornamen tragen wollte.

Auf der Aufnahme der vergangenen Nacht erschien Franz kurz nach zwei auf seinem üblichen Weg. Auf einem späteren Bild zeichnete sich ganz am Rand, hinter dem Zaun, eine dunkle Form ab. Bei der nächsten Aufnahme war sie verschwunden. Mehr ließ sich daraus nicht erkennen. Es konnte ein Tier gewesen sein, ein Schatten oder nur ein Zweig, der ins Bild geraten war. Erst dadurch, dass wir zu dritt auf das körnige Foto starrten, bekam der Fleck überhaupt etwas Bedrohliches. Paul legte sich auf einen Ast fest. Lilly hielt ein Wildschwein für möglich. Ich hielt es für einen dunklen Fleck auf einem schlechten Foto. Trotzdem sah ich noch einmal zum Hang, bevor wir die Speicherkarte zurück in die Kamera brachten.

Vom Hoftor kam das Klappern einer Metallkanne, dann rief jemand meinen Namen.

Gheorghe stand draußen und wartete, bis ich ihm öffnete. Neben ihm saß Caesar. Früher hatte der große weiß-braun gefleckte Hund immer an einer Kette vor Gheorghes blauem Haus gelegen.

Als ich Caesar eines Morgens zum ersten Mal frei vor seiner Hütte gesehen und Gheorghe danach gefragt hatte, war sein Blick zu Dijon gewandert, die gerade durch unseren Garten tobte.

„Na, er hat ja auch eine Seele“, hatte er gesagt.

Seitdem nannten wir Caesar nur noch den Seelenhund. Vielleicht hatte unsere Dijon ihn auf den Gedanken gebracht. Jedenfalls lief Caesar seither frei auf dem Hof, begleitete Gheorghe gelegentlich bis zu uns oder drehte allein seine Runde durchs Dorf. Anfangs hatte er sich dabei vorsichtig bewegt und bei jedem Geräusch umgesehen. Inzwischen kannte er den Weg. Kaum hatte ich das Tor geöffnet, ging er direkt zu Dijon, die ihn kurz beschnupperte und dann weitergehen ließ.

Montag war Milchtag. Einen Vertrag darüber hatte es nie gegeben. Eines Morgens hatte Gheorghe frische Milch gebracht, ein paar Tage später hatte ich ihm einen Teil davon als Käse zurückgegeben und seitdem wiederholte sich das jede Woche.

Manchmal tauschten wir auch Eier gegen Tomaten oder Kürbis gegen Marmelade. Paul wiederum brauchte in regelmäßigen Abständen jemanden, der sein Sauerteigbrot angemessen bewunderte und brachte Gheorghe deshalb immer wieder ein paar Scheiben vom frischen Laib. Dafür erschien Gheorghe gelegentlich mit Kuchen oder Torten aus der Konditorei, in der er manchmal aushalf. Niemand rechnete nach, ob das Verhältnis stimmte. Es musste sich nur für beide Seiten richtig anfühlen.

Ich nahm die Kanne und reichte ihm die Dose mit dem Käse der Vorwoche. Gheorghe öffnete sie noch am Tor, roch daran und brach mit den Fingern eine Ecke ab.

„Bun“, sagte er kauend. Dann nahm er ein zweites Stück und beendete damit vorerst die Qualitätskontrolle.

Während ich die Milchkanne auf die Bank vor der Küche stellte, bemerkte Gheorghe Dijon, die noch immer am Zaun stand und die Hänge hinauf sah. Er deutete auf sie, dann auf Caesar. Auch er hatte in der Nacht ebenfalls am Zaun gestanden und bergauf geknurrte. Nicht bellend wie bei einer Katze oder einem Fuchs, sondern still, mit tiefem Knurren. Erst nach einer ganzen Weile war er zurück zum Haus gekommen.

Gheorghe deutete zu den bewaldeten Hängen und hob fragend die Schultern.

„Urs?“, fragte ich trotzdem.

Er verzog den Mund und neigte den Kopf erst zur einen, dann zur anderen Seite. Möglich. Sicher war nur, dass beide Hunde etwas bemerkt hatten.

Gheorghe hob die Käsedose zum Abschied. Caesar blieb noch am Maulbeerbaum stehen und schnupperte am Stamm. Gheorghe rief einmal seinen Namen, und der Hund folgte ihm durch das Tor.



AUSZUG

Ich trug die Milch in die Küche und stellte die Kanne auf den alten Holztisch. Unter der Kante lag ein kleines Häufchen frisches Holzmehl. Offenbar waren die Holzwürmer mit dem Frühstück schon weiter als wir. Ich öffnete die Tür zur OGA, unserem Obst-und-Gemüse-Aufenthaltsraum. Der Name war als Scherz entstanden, passte aber erstaunlich gut: Der Raum war fast so groß wie unsere Küche, nur deutlich kühler und hauptsächlich von Vorräten bewohnt. Die warme Küchenluft schien an der Schwelle zu enden, und beim Eintreten zog ich unwillkürlich die Schultern hoch. Es roch nach feuchten Mauern, altem Holz und ein wenig nach Essig. In den Regalen standen Marmelade, Gurken, Zacuscă und all die Gläser, von denen wir bis zum Winter vermutlich vergessen würden, wohin wir sie gestellt hatten. Als wir eingezogen waren, waren die Bretter leer gewesen. Mittlerweile musste ich den großen roten Topf hinter zwei Reihen Einkochtem hervorziehen. Ich goss die Milch hinein und stellte ihn auf den Gasherd. Während sie langsam warm wurde, legte ich Thermometer, Lab und Käseformen bereit.

Bei meinen ersten Versuchen hatte Catiana neben mir gestanden. Sie hatte zwei Finger in die Milch getaucht und mein Thermometer angesehen, als hätte ich etwas unnötig Kompliziertes mitgebracht. Sie prüfte die Wärme, den Geruch und später den Bruch mit der Hand. Ich schrieb Temperaturen und Minuten auf. Mein erster Käse war zu weich gewesen, der zweite so fest, dass Paul ihn kurz als Unterlegkeil in der Werkstattscheune in Betracht gezogen hatte. Catiana hatte beide probiert und nur die Augenbrauen gehoben. Jetzt wusste ich auch schon ohne sie, wann die Milch fertig war. Das Thermometer benutzte ich trotzdem. So weit reichte mein Vertrauen in die eigenen Fingerspitzen noch nicht.

Als es dreimal gegen das niedrige Fenster über der Spüle klopfte, musste ich nicht aufsehen, um zu wissen, wer draußen stand. Elena hielt ein Glas Erdbeermarmelade hoch. Auf dem Deckel klebte ein Stück Papier mit Datum. Ich öffnete das Fenster und sie reichte mir das Glas herein, noch bevor ich sie begrüßt hatte.

„Pentru Lilly“, sagte sie und tippte gegen den Deckel.

„Für Lilly“, wiederholte ich. „Mulțumesc.“

Elena machte ihre übliche abwehrende Handbewegung. Zu viele Erdbeeren, zu viel Marmelade, zufällig genau ein Glas übrig. Ihre Überschüsse trafen erstaunlich oft Lillys Geschmack. Sie fragte nach ihr, indem sie ihren Namen sagte und mit der Hand nach oben zeigte. Ich deutete zur Außentreppe. Lilly war derweil in ihrem Zimmerverschwunden, vermutlich mit ihrem Buch.

„Cafea?“, fragte ich und holte bereits eine Tasse aus dem Regal.

Elena sah die Straße hinunter in Richtung ihres Ladens und dann an mir vorbei zur Kaffeemaschine. Der Laden musste warten.

Ich schenkte ihr Kaffee ein und reichte ihr die Tasse durch das offene Fenster. Sie stützte die Unterarme auf die Fensterbank und trank draußen, während ich die Milch vom Herd nahm. Unser Gespräch bestand aus wenigen Worten, Gesten und einer Menge Vermutungen. Nach einem Jahr verstanden wir meistens trotzdem, was die andere meinte. Schweigen war zwischen uns jedenfalls nicht mehr automatisch ein Verständigungsproblem.

Elena deutete auf den Topf, nickte anerkennend und machte mit der Hand eine schneidende Bewegung. Ich bestätigte, dass es Käse wurde.

Elena hob fragend die Kaffeetasse ein wenig an. „Măine?“

Ich nickte. Damit war unser Kaffee für den nächsten Morgen vereinbart. Elena trank aus, schob mir die Tasse durch das Fenster zurück und tippte noch einmal auf das Marmeladenglas. „Lilly.“

Ich schmunzelte. „Ja, ich passe auf, dass Paul nicht zuerst davon isst.“

Elena verstand vermutlich nur seinen Namen. Trotzdem zog sie die Augenbrauen zusammen und hob warnend den Zeigefinger. Es schien, als kannte sie ihn gut genug.

Als Elena zu ihrem Laden hinunterging, gab ich das Lab in die Milch. Danach blieb nur zu warten. Käsemachen bestand zu einem erstaunlich großen Teil daraus, im richtigen Moment nichts zu tun. Für jemanden wie mich war das der schwierigste Arbeitsschritt.

Am späten Nachmittag lagen vier gefüllte Käseformen auf dem Abtropfgitter, während die restliche Molke in die Schale darunter lief.

Aus der Werkstattscheune kamen in unregelmäßigen Abständen metallische Schläge. Paul arbeitete an irgendeinem Teil, das nach seiner ersten Auskunft nur gereinigt werden musste, aber inzwischen wohl den Einsatz mehrerer Werkzeuge erforderte.

Lilly saß mit ihrem Buch auf der Bank vor der Küche. Das Marmeladenglas stand geöffnet neben ihr, den Löffel hielt sie noch im Mund.

„Ich dachte, du wolltest nur kurz probieren?“

Sie zog den Löffel heraus und betrachtete ihn. „Hab ich.“

Mein Blick wanderte zu dem deutlich gesunkenen Marmeladenniveau. Lilly klemmte einen Finger zwischen die Buchseiten, damit sie ihre Stelle nicht verlor.



AUSZUG

„Elena hat gesagt, sie ist für mich.“

„Ich glaube nicht, dass sie damit meinte, dass du sie direkt aus dem Glas löffeln sollst“, sagte ich und unterdrückte den Drang, mit den Augen zu rollen.

Lilly strich den Löffel sorgfältig am Rand ab und dachte einen Moment darüber nach.

Sie zuckte schließlich mit den Schultern. „Ausgeschlossen hat sie es aber auch nicht.“

Dann schlug sie ihr Buch wieder auf.

Ich holte mein Fernglas. Der Käse brauchte noch eine Weile, und ich wollte ein Stück in den Wald.

Gaița Mare zog sich fast vier Kilometer an einer einzigen Hauptstraße entlang. Insgesamt zweigten nur drei kleinere Wege von ihr ab, unser Hof lag zwischen dem zweiten und dem dritten. Hinter den letzten Häusern führte der Schotterweg weiter in Richtung Wald.

Ich wollte nicht weit gehen, nur bis zu den ersten Bäumen und dort eine Weile nach Vögeln schauen. Auf der Straße traf ich meistens mehr Nachbarn als Vögel. Im Wald standen die Chancen zumindest etwas besser.

Vor dem Tor lag die Nachmittagshitze schwer über dem Dorf. Vom Hof oberhalb unseres Hauses kam das gleichmäßige Schaben von Gheorghes Wetzstein über die Sense. Irgendwo antworteten zwei Hähne einander über mehrere Grundstücke hinweg und weiter unten rief eine Ziege so beharrlich, als müsse dringend jemand ihre Beschwerde aufnehmen.

Vor einem Jahr hätte ich noch versucht, mir jedes Tor und jeden Hund einzuprägen. Nunmehr wusste ich, welcher Hund Traktoren verfolgte, welcher nur Fahrräder hasste und wo ich dem tiefsten Schlagloch ausweichen musste. Ich kannte noch längst nicht alle Menschen hinter den Mauern. Aber ich kannte die Geräusche ihrer Höfe – und vor allem ihre Hunde.

Ich wollte bergauf in Richtung Wald gehen. Dann hörte ich Andrei. Elenas Mann war zugleich der Postbote unseres Dorfes. Seine Stimme kam vom Brunnen unterhalb unseres Hofes. Die zweite war leiser, aber nicht weniger angespannt. Ein paar Sekunden blieb ich am Straßenrand stehen und tat so, als müsste ich nicht bei jedem Streit wissen, worum es ging. Dann ging ich bergab. Auf dem kurzen Weg zum zweiten Abzweig kam mir eine alte Frau mit einer Heugabel über der Schulter entgegen. Wir grüßten uns, ohne stehen zu bleiben. Vor einem schiefen grünen Tor schlief ein schwarzer Hund im Schatten. Er öffnete ein Auge und schloss es wieder. Aus einem Stall roch es nach Heu und warmer Milch.

Alles war wie an jedem heißen Nachmittag. Nur vom Brunnen her klang es anders.

Mihais alter Traktor stand neben der Kreuzung. Auf dem Anhänger waren vier große Kunststofffässer festgezurr, jedes für zweihundert Liter Wasser. Mihai zog einen verzinkten Eimer am Seil nach oben, stellte ihn auf die Brunnenmauer und goss das Wasser in das erste Fass. Sein Hemd klebte zwischen den Schulterblättern. Der dünne Henkel hatte rote Abdrücke in seinen Fingern hinterlassen.

Andrei stand zwischen ihm und dem Anhänger.

„Ajunge“, sagte er. Genug.

Bei Andrei klang das selten wie ein Vorschlag.